

Fahrt ins Blaue

Kleine große Reisen

Ausgewählt von
Marie Hesse und Karin Labhart

Diogenes

Nachweis am Schluss des Bandes
Covermotiv: Illustration von Beth Hunt,
»Road to the Mountains«
Copyright © Beth Hunt

Originalausgabe
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2021
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
60/21/36/1
ISBN 978 3 257 24601 8

Inhalt

Lily Brett

Das Auto 7

Arnon Grünberg

»*Er neu. Ich muss alles beibringen!*« 10

Monika Helfer

Wie bei einer Zugfahrt 28

Horst Evers

*Zelten – ein Abenteuer in drei
Triumphen* 36

Ilma Rakusa

Aufgerissene Blicke. Berlin-Journal 45

Lauren Groff

Geister und Leerstände 64

Mark Twain

Die Besteigung der Rigi 80

T. C. Boyle

Guten Flug 96

Hansjörg Schneider

Unterwegs (Mattensalat; Schwimmen im Fluss) 120

- Henry David Thoreau
Vom Spazieren 124
- Sibylle Lewitscharoff
Unterwegs mit Rummen 130
- Klaus Modick
Das geht ja gut los 141
- Cheryl Strayed
Ohne Stiefel unterwegs 147
- Alex Capus
Fremde im Zug 154
- Jörg Fauser
Geh nicht allein durch die Kasbah 171
- Doris Dörrie
Japan 184
- Alfred Andersch
Wanderung im Norden 192
- Peter Stamm
Der Lauf der Dinge 233
- Simone Lappert
Goldkopfnymphen 248
- Philipp Laage
Nach Hause, hinaus in die Welt 258
- Nachweis* 270

ARNON GRÜNBERG

»Er neu. Ich muss alles beibringen!«
Bedienen in Schweizer Zügen

(Juli 2008)

In seinen *Memoiren eines Antisemiten* beschreibt Gregor von Rezzori die Kunst, der Realität immer wieder andere Facetten der eigenen Person abzugewinnen, immer neue Erfindungen.

Die Realität mit Erfundenem im weitesten Sinne des Wortes zu konfrontieren ist die ideale Umschreibung dafür, wie ich meine Aufgabe als Romanschriftsteller verstehe.

Im Sommer 2007 arbeitete ich knapp drei Wochen als Zimmerjunge in einem bayrischen Hotel. Ich war glücklich.

Doch muss man das Glück auch an anderen Orten suchen. Ich habe das im Irak, in Afghanistan, auf Guantánamo Bay und im Libanon getan.

Der Traum vom Glück im Zug jedoch ließ mich nicht los, und von allen Zügen am lautesten lockten mich die der Schweizer Bahn.

Wer einmal auf der Strecke Chur–St. Moritz im Speisewagen gesessen hat, träumt davon, irgendwann einmal in diesem Speisewagen Gäste bedienen zu dürfen.

Leider wollte Rail Gourmino Swiss Alps von der Rhätischen Bahn meine Dienste nicht in Anspruch nehmen.

Die Schweizer Speisewagengesellschaft Elvetino, die auf den meisten anderen Linien aktiv ist, dagegen schon.

ZÜRICH

»Der Kunde im Speisewagen ist Egoist«, sagt mir der Elvetino-Chef. »Er will nichts Gesundes essen, er will etwas Fett. Er will keinen frisch gepressten Orangensaft, er möchte ein Bier oder einen Wein, ohne dass seine Frau zu ihm sagt: ›Lass das doch!‹«

Zehn Tage lang werde ich für Elvetino arbeiten.

Es gibt eine Geschichte des niederländischen Dichters Nico Slothouwer, in der das romantische Abenteuer mit einem »Nachtzug nach Mailand« beginnt.

Für die Geschäftsleitung bin ich ein Romancier auf Recherche in der Welt des Speisewagens, mich selbst lockt zudem noch die Möglichkeit des Nachtzugs nach Mailand.

»Vor fünf Jahren habe ich meinen Posten hier angetreten«, erklärt der Chef. »Ich habe der Schweizer Bahn versprochen, dass die Minibars Espressomaschinen bekommen, und das ist mir gelungen.«

Die Minibar ist eine Bar nebst Kiosk auf Rädern. Auch ich werde solch einen Wagen hinter mir herziehen und dabei rufen: »Wein, Mineralwasser, Kaffee!«

Die technische Umsetzung von Lochers Idee ist einem indischen Angestellten zu verdanken. Er fand einen Weg, wie die Espressomaschinen in der fahrenden Bar funktionieren konnten.

»Er ist ein Genie«, sagt der Chef, als er mich dem Herrn

vorstellt. »Das Geheimnis sind die Batterien: In jeder Espressomaschine stecken gut dreißig Notebook-Batterien, denn unterwegs durch den Zug hat man auf dem Wagen natürlich keinen Strom. Selbst wenn man mit dem Messer daran herumfummelt, kann nichts passieren!«

Die Sekretärin des Chefs bringt mich zur Kleiderkammer, wo ich meine Uniform bekomme. »Und immer den Schlips umlassen!«, sagt sie.

Eine Uniform bietet eine unhinterfragte, fix und fertige Identität. Darum habe ich solch eine Vorliebe dafür.

Als ich wieder in seinem Büro bin, zeigt mein Chef auf einen Busbahnhof vor dem Gebäude. »Die Zukunft gehört der Bahn«, sagt er. »Aber die Busse da fahren auf den Balkan. Während der Kriege dort haben die Schweizer Jugoslawen sich jeden Freitag damit auf den Weg nach Hause gemacht, um ein bisschen Krieg zu spielen. Am Montagmorgen waren sie wieder zurück, und eine Stunde später standen sie an der Arbeit.«

Für den Krieg gibt es offenbar Rückfahrkarten, der romantische Reiz des Nachtzugs nach Mailand jedoch liegt in der einfachen Fahrt.

LUZERN – INTERLAKEN – LUZERN

Morgens um sieben Uhr dreißig melde ich mich auf Gleis 12 des Bahnhofs Luzern, wo der Zug nach Interlaken bereitsteht.

Die kommenden zwei Tage werde ich im Speisewagen dieses Zuges wohnen.

Im Inneren wartet laut mir ausgehändigtem Dienstplan Herr Konstantin K. auf mich (*Namen wurden geändert*).

Auf meiner Weste trage ich ein Schild mit der Aufschrift »Trainee«.

Trotzdem hat man mich schon in der Bahnhofshalle viermal angesprochen, mit Fragen wie: »Wo gehen hier die Boote ab?«, oder: »Hat der Zug nach Lugano Verspätung?«

Weil ich eine Uniform trage, antworte ich auf alle Fragen, auch wenn ich die Antwort nicht weiß.

»Fährst du bloß ein Stück mit, Kollege?«, fragt Konstantin, als ich schließlich im Speisewagen vor ihm stehe.

Auch daran muss ich mich gewöhnen: Jeder, der die gleiche Uniform trägt wie ich, begrüßt mich mit den Worten: »Hoi, Kollege!«

»Nein«, antworte ich, »ich komme mit anpacken.«

In einigen Schweizer Zügen arbeitet im Speisewagen nur eine einzige Person. Die muss auch die Minibar durch den Zug schieben, so dass der Speisewagen einen Teil der Reise unbemannt ist. Man vertraut darauf, dass die Gäste in der Zwischenzeit die Vorräte nicht stehlen.

Zwischen Sarnen und Brünig-Hasliberg führt die Strecke steil bergauf, danach geht es ebenso steil wieder bergab bis Meiringen. Großes Gefälle überfordert die Bremse der Minibar, und es kann vorkommen, dass der Wagen sich von allein in Bewegung setzt.

Alle Mahlzeiten, die wir servieren – zum Beispiel Paella, Bratwürste, Käsefondue, Tomatensuppe und Tortellini –, sind in Plastik verpackt. Die Tüten müssen zusammen mit dem Teller erhitzt werden.

Das Essen sieht aus wie Astronautennahrung, doch nach

Aussagen der Geschäftsleitung schmeckt nicht einmal ein Küchenchef den Unterschied zwischen unseren und frisch zubereiteten Mahlzeiten.

»Hältst du hier kurz die Stellung?«, fragt Konstantin.
»Dann mache ich solange eine Runde mit dem Wagen.«

Konstantin stammt aus Sri Lanka, wohnt aber schon seit neunzehn Jahren in der Schweiz, davon arbeitet er seit fünfzehn auf dieser Strecke.

Er kommt nicht mehr zurück. Vielleicht macht er ein Nickerchen oder hat Sex auf der Toilette.

Eine indische Familie möchte Paella. Ich schmeiße die Paella-Tüte in die Mikrowelle.

Endlich kommt mein Kollege zurück. Er holt die Tüte wieder heraus, schneidet sie auf und rührt mit der Schere fachkundig durch den Reis.

»Sag ihnen, sie sollen schnell essen«, sagt er. »Wir sind gleich in Interlaken.«

»Ich möchte nicht unhöflich sein, aber Sie sollten schnell essen«, gebe ich Konstantins Information an die indische Familie weiter. »Gleich sind wir in Interlaken, und da müssen Sie aussteigen.«

Es ist mein zweiter Tag auf dieser Strecke, und heute arbeite ich mit Milena aus Serbien. Sie hat fünf Kinder, das jüngste ist elf. Die Kinder leben noch in Serbien.

»Fehlst du deinen Kindern denn gar nicht?«

»Wir doch oft telefonieren«, sagt Milena. Offensichtlich findet sie meine Frage sehr dumm.

Mit einem Lappen wischt sie über die Fensterrahmen.
»Du gestern mit Konstantin gearbeitet?«, fragt sie.

Ich schweige.

Ihr Deutsch ist alles andere als perfekt. »Er gar nicht sauber machen«, ruft sie vom anderen Ende des Speisewagens.

Es regnet, die Berge sind hinter den Wolken verborgen.

Im Speisewagen sind keine Gäste.

»Jetzt wird wenigstens nicht dreckig«, sagt Milena.

Wir gehen mit der Minibar durch den Zug.

Die Espressomaschine auf dem Wagen ist kaputt. Es gibt nur Instant-Cappuccino. Nachdem wir mit der ersten Klasse fertig sind, sagt sie: »Jetzt du.«

Die Minibar ist schwerer zu ziehen, als ich gedacht hatte.

»Du musst bemerkbar machen«, zischt Milena.

Nicht nur das Putzen, auch das Einarbeiten neuer Kollegen nimmt sie offenbar sehr ernst.

»Die Minibar!«, rufe ich.

Viele Passagiere tun, als sei ich Luft. Eine arabische Familie reagiert hochofrenet auf mein Kommen. Sie möchten Cappuccino und Kakao.

»Erst Servietten, Zucker und Milch auf Tisch legen«, zischt Milena.

Mein erster Cappuccino kommt nicht durch die Qualitätskontrolle.

»Er neu«, sagt sie wie entschuldigend zu der arabischen Familie. »Ich muss alles beibringen!«

Man darf die Becher mit dem Pulver nicht direkt unter die Thermoskanne halten, sonst schäumt der Cappuccino nicht. Ich unternehme einen zweiten Versuch. Der Zug nimmt unerwartet eine Kurve. Das heiße Wasser läuft mir über die Hand. Vor Schreck lasse ich den Becher fallen.

»Wirst nie guter Elvetino-Mitarbeiter«, erklärt Milena.

Zurück im Speisewagen, sind immer noch keine Gäste da.

Milena stellt ein »Reserviert«-Schild auf einen Tisch. Sie nimmt eine Zeitung, einen roten Bleistiftstummel und einen Radiergummi. Sie beginnt ein Sudoku.

»Komm sitzen«, sagt sie. Ich setze mich ihr gegenüber. Sie radiert heftig.

»Konstantin gar nicht saubermachen«, sagt sie.

Der Speisewagen bleibt leer. Am Tisch nur Milena und ich: in Erwartung eines Kunden, der alles wieder unordentlich macht.

ZÜRICH

Heute soll ich im Elvetino-Hauptquartier eine Einführung bekommen.

Mit vier anderen neuen Mitarbeitern sitze ich in einem kleinen Raum: einer portugiesischen Dame namens Diaz, einem türkischen jungen Mann, dessen Namen ich nicht richtig verstanden habe, und zwei Studentinnen, Hanna und Andrea. Frau J. leitet die Einführung.

»Wenn eine Kneipe mal eine Minute später aufmacht, ist das nicht schlimm«, sagt sie. »Aber wenn *ihr* eine Minute zu spät kommt, könnt ihr eurer Arbeitsstelle nur noch hinterherlaufen.«

Wir nicken.

Wir erhalten eine Übersicht über die verschiedenen Zugtypen, danach gehen wir zum wichtigsten Teil unserer Einführung über: der Kasse.

»Wer mit der Kasse zurechtkommt, kommt mit dem meisten anderen auch zurecht«, sagt Frau J. und sieht mich eindringlich an. »Wie lautet eigentlich deine Personalnummer? Du stehst nicht auf der Liste.«

»Ich muss meine Nummer noch bekommen«, murmle ich.

Für heute darf ich Frau J.s Personalnummer benutzen. Ihr Code ist 1974.

»Der Code ist immer das Geburtsjahr«, erklärt sie.

Wir bekommen Übungsaufgaben. »An Tisch sieben, Platz zwei bestellt ein Gast ein Express-Frühstück. Dann will er noch einen Espresso, aber er überlegt es sich anders und nimmt lieber einen Tee. Storniere den Espresso und erledige den Rest der Bestellung.«

Frau J. beugt sich über mich. Das Eingeben von Stornos macht mir gewisse Probleme.

»Mit der Kasse kannst du noch nicht so gut umgehen, was?«, sagt Frau J. »Aber bis jetzt hat das noch jeder geschafft, das kriegst du schon hin.«

Dann fügt sie hinzu: »Wer auf einer bestimmten Strecke den höchsten Umsatz macht, bekommt am Monatsende hundert Franken extra.«

Dabei schaut sie, als erzähle sie von ihrem Leibgericht.

Ich storniere, als sei der Teufel hinter mir her. Doch gleichzeitig denke ich: Draußen ist herrliches Wetter, und ich sitze hier und übe Stornieren. Ich muss völlig bekloppt sein.

Zum Glück hat Diaz mit der Kasse noch mehr Schwierigkeiten. Sie schaut unglücklich drein.

Der junge Türke erzählt: »Meine Schwester arbeitet in

einem Speisewagen. Da dachte ich: Was die kann, kann ich auch.«

In der Mittagspause sagt die Sekretärin zu mir: »Wir haben niemandem erzählt, wer Sie sind. Das erschien uns besser.«

Früher hatte ich noch ab und zu Angst vor dem Wahnsinnigwerden und davor, mit meinem Wahnsinn allein zu bleiben. Diese Angst hat sich jedoch als unbegründet erwiesen. Alle unterstützen mich darin. Oft, ohne es zu wissen.

ZÜRICH – ST. GALLEN – GENÈVE AÉROPORT – ZÜRICH

Auf dieser Strecke fährt der Doppelstockzug. Das Restaurant befindet sich im Oberdeck, das Bistro und die Küche darunter. Die Preise in Restaurant und Bistro sind gleich, aber im Restaurant wird man bedient. Ein Speiseaufzug verbindet Restaurant und Bistro. Im Unterdeck arbeitet eine Frau vom Balkan.

Ich arbeite mit L. im Restaurant. L. ist Chinesin und Ende zwanzig. Sie hat einen sieben Monate alten Sohn; ihr Mann ist Koch in einem China-Restaurant in Zürich. Mit sieben ist sie in die Schweiz gekommen. Ihre leiblichen Eltern wohnen in China, aber ihre Pflegeeltern sind Schweizer. Warum sie mit sieben Jahren allein in die Schweiz gekommen ist, wage ich nicht zu fragen.

»Nimm ein Croissant«, sagt L.

Um sechs Uhr dreißig hat unser Dienst angefangen. Wirklich viel zu tun gibt es erst, als wir von St. Gallen aus

wieder durch Zürich kommen und auf dem Weg nach Bern sind.

Jemandem in einem fahrenden Zug etwas einzuschenken ist keine einfache Sache. Wir gehen ziemlich schnell in eine Kurve, und ich lande einem Herrn auf dem Schoß.

Kurz hinter Bern meldet die Kollegin aus dem Bistro, dass sich zwei Herren, ohne zu zahlen, aus dem Staub gemacht haben. Sie haben ordentlich verzehrt, unter anderem eine Käseplatte. Wenn Gäste verschwinden, ohne zu zahlen, müssen die Angestellten das in der Regel aus der eigenen Tasche begleichen.

Wir organisieren eine Treibjagd durch den Zug, doch die beiden Herren bleiben verschwunden.

»Dann hat man umsonst gearbeitet«, sagt L.

Ab Fribourg wird es ruhiger. L. und ich setzen uns an Tisch 1. »Was möchtest du essen?«, fragt sie.

Ich studiere die Speisekarte.

»Indischen Curry«, antworte ich.

Arbeitendes Personal bekommt das Essen sechzig Prozent billiger.

L. nimmt eine Tomatensuppe. »In Tomatensuppe könnte ich mich reinsetzen«, sagt sie.

Am Genfer Flughafen haben wir theoretisch eine Viertelstunde Pause, aber die ersten Gäste drängen sofort in den Wagen: eine amerikanische Familie mit Schwiegertochter oder Schwiegersohn.

Kurz hinter Lausanne hört L. mich französisch radebrechen. Sie rät mir: »Du brauchst nicht im Speisewagen zu arbeiten. Du könntest Schaffner werden. Da verdient man besser.«

»Ich werd drüber nachdenken«, verspreche ich.

L. sammelt Kronkorken von Cola-Flaschen, denn mit denen kann man etwas gewinnen. Bei Bern drücke ich ihr eine Handvoll Kronkorken in die Hand. Sie strahlt.

Ab Tag zwei beginnt man, seine Stammkunden zu kennen. Zwei Herren, die zwischen Zürich und Winterthur jedes Mal zwei Kaffee und vier Croissants bestellen. In Winterthur steigt der eine aus, der andere fährt bis St. Gallen.

Oder ein Mann im Anzug, der bis Wil mitreist und jedes Mal einen Espresso und ein Vollkorncroissant nimmt. »Sie sind so froh«, sagt L., »dass sie nicht zu bestellen brauchen, dass wir wissen, was sie wollen.«

Das Glück steckt in den kleinen Details.

Ungefähr zwanzigmal im Monat durchquert L. die Schweiz hin und zurück. Daran, wann wir in die verschiedenen Tunnels einfahren, merkt sie, ob wir Verspätung haben.

Weil der Speisewagen nur einmal pro Tag beliefert wird, müssen wir mit den Vorräten haushalten.

»Wir haben nur noch drei Croissants!«, ruft L.

Manchmal lassen Gäste Croissants übrig. So auch heute. Eines ist allerdings angebissen.

L. reibt mit dem Zeigefinger über die Bissstelle.

»Wenn jemand unbedingt ein Croissant möchte, können wir dies hier auch noch verkaufen«, sagt sie.

In Fribourg steigt eine Dame von Ende vierzig, Anfang fünfzig zu. Sie setzt sich an einen Tisch für vier Personen, zieht ihre Strickjacke aus, darunter trägt sie ein weißes Shirt, und bestellt auf Französisch eine Cola light.

»Das haben wir nicht«, sage ich. »Wir haben nur Cola Zero.«

Ich bringe ihr eine Cola Zero.

Ich sehe, dass sie sich die Schuhe ausgezogen hat. Welche mit ziemlich hohen Absätzen. Aus ihrer Handtasche holt sie Pflaster hervor.

Ich setze mich ans andere Ende des Speisewagens, an Tisch Nummer 1.

Sie klebt die Pflaster auf diverse Stellen an ihren Füßen, ab und zu schaut sie mich an.

Kurz vor Lausanne setzt ein Pärchen sich zu ihr.

Es entwickelt sich ein Gespräch.

Die Dame sagt: »Ich hasse Fribourg. Ich wohne da mit meinem Mann.« Mit einer Leidenschaft, die mich für sie einnimmt.

Bevor ich hier zu arbeiten begann, stellte ich mir oft vor, dass ich irgendwann zu einer Kundin sage: »Folgen Sie mir.«

Ich würde Richtung Toilette gehen. Die der ersten Klasse natürlich, die sind in der Regel sauberer.

Die Dame beginnt, sich zu schminken. Sie benutzt das Fenster als Spiegel.

In Genf steigt sie aus. Unterwegs zu einem Liebhaber, wie ich vermute.

Auf ihrem Tisch liegen leere Pflasterstreifen.

Wenn ich ihr wiederbegegne, werde ich es wagen. Ich werde zu ihr sagen: »Folgen Sie mir.« Und ohne Zögern Richtung Toilette der ersten Klasse gehen.

Wer auf internationalen Strecken arbeiten darf, genießt ein gewisses Renommee in der Zunft der Speisewagenkollegen. Manchmal springt sogar eine Übernachtung heraus.

»Wie sind die Hotels?«, frage ich Pedro M., meinen Kollegen für heute. Er stammt aus der Gegend von Salerno, arbeitet aber schon seit vierzig Jahren als Steward in Schweizer Speisewagen.

Auf internationalen Strecken arbeitet man in der Regel zu zweit. Ich bin der Dritte, denn ich werde noch ausgebildet.

Der zweite Mann arbeitet in der Küche, die bei Elveto »Office« genannt wird. Ein guter Name für diese Küche, denn gekocht wird dort nicht. Höchstens werden Tüten aufgeschnitten, Mahlzeiten aufgewärmt und wird geputzt.

Der zweite Mann ist eine Frau und heißt Dalia.

Heute gebe ich mich als bemoosten Studenten der Politologie aus, wohnhaft in Zürich.

»Kriegst du auch 22 Franken die Stunde?«, fragt Dalia.

Ich habe keine Ahnung.

»Mehr wird's jedenfalls nicht«, erklärt sie. »Wie lange du hier auch arbeitest, dein Einkommen wird sich nicht ändern. Merk dir das.«

Ich verspreche es.

»Und noch was«, sagt Dalia. »Wir sind keine Sklaven der Firma.«

Eine Gruppe, die einen Junggesellenabschied feiert, fährt

bis München. Die Männer trinken all unser Weißbier. Pedro sagt: »Nimm keine Bestellungen für Weißbier mehr an.«

Der junge Mann, für den der Abschied organisiert wird, ist mit seiner Sonnenbrille auf der Nase eingeschlafen.

Inzwischen haben wir eine Stunde Verspätung. Das bedeutet: keine Pause in München.

Eine Frau, die für sich allein zwei Prosecco bestellt hat, bekommt ohne ersichtlichen Grund einen Lachanfall.

»Was ist denn so lustig?«, frage ich.

»Schon wieder Verspätung«, antwortet sie.

Im Office schiebt Pedro Kollegin Dalia ein leeres Orangensaftfläschchen zwischen die Beine. Natürlich trägt Dalia immer noch Uniform.

Dalia kichert, und Pedro sagt: »Kleine Frauen sind gefährlich!«

»Ach«, antworte ich, »große Frauen können auch ganz schön gefährlich sein.«

Dalia macht sich von Pedro los.

»Wie groß ist deine Freundin?«, fragt sie.

»So mittel«, antworte ich.

»Auf dem Rückweg wirst du was von mir lernen.«

Schnell begreife ich, was sie meint.

Als es so weit ist, sagt sie: »Manche hier in der Firma sind echt Schweine!« Unter ihrer Anleitung schrubbe ich das Office von oben bis unten.

Sie nimmt ein Tischtuch. Ich kann ihren Atem spüren. Sie sagt: »Offiziell dürfen wir die Tischtücher zum Putzen nicht nehmen, aber wir haben nichts anderes, und wir sind keine Schweine, also nehmen wir ein Tischtuch, oder? Wir sind doch keine Schweine?«

Heute Nachmittag ist der Zug nach München überfüllt. Passagiere blockieren den Gang. Der Minibar-Kollege beklagt sich, dass er mit seinem Wagen nicht durchkommt.

Ich arbeite mit Herrn B. aus Kroatien, einem Mann mit düsterer, fast filmreifer Miene, der wie die meisten meiner Kollegen schon seit Jahren im Speisewagen-Service arbeitet.

Ich könnte das nicht. Nach ungefähr einer Woche ist die ganze Welt ein fahrender Zug. Jeder Schritt eine enge Kurve.

Das Speisewagenpersonal hat drei Gesprächsthemen: Kollegen, die nicht richtig putzen, Trinkgelder und Frauen. Über Trinkgelder und Kollegen schweigt Herr B. sich aus, nur ab und zu kommt ihm das Thema Frau über die Lippen und selbst dann bloß im Telegrammstil. »Heiße Frau an Tisch drei«, flüstert er, als verlese er Börsennotierungen.

Heute sitzt eine Freundin von mir im Speisewagen. Leider galt Herr B.s Bemerkung nicht ihr.

Herr B. macht am liebsten alles selbst, meine Aufgabe besteht für ihn in Konversation.

Ein gepflegtes, älteres Paar liest abwechselnd in *Liebeswahn* von Ian McEwan. Ich frage, ob sie auch frühere Werke von ihm kennen.

Wie sich herausstellt, handelt es sich bei den beiden um einen pensionierten italienischen Diplomaten und seine Frau. Sie sind unterwegs nach München zu einer Testamentseröffnung.

Herr B. sagt: »Setz du dich zu ihnen und rede. Ich arbeite.«

Je länger ich sitze, desto weniger Trinkgeld braucht er

mit mir zu teilen. Auch Güte kann ökonomischen Motiven entspringen.

Eine allein reisende Dame klagt über die Hitze. »Ich habe Asthma, ich krieg hier fast keine Luft«, sagt sie. Sie stammt aus Starnberg. Sie befeuchtet sich die Kehle mit einem Spray.

»Ich kann nichts daran ändern«, antworte ich. »Jetzt können Sie sich vorstellen, wie es für uns ist, Tag und Nacht hier zu arbeiten.«

Ich komme mir vor wie ein Gigolo, doch es ist kein unangenehmes Gefühl.

Meine Freundin geht Richtung Toilette der ersten Klasse. »Komm in zwei Minuten hinter mir her«, sagt sie. Im Leben dreht sich alles darum, die eigenen Phantasien auf eine Weise zu verwirklichen, dass man relativ ungeschoren davonkommt. Natürlich ist es auch schön, wenn das genauso für den anderen gilt.

Als ich zurückkomme, meine Uniform sitzt tiptopp, räume ich den Tisch des Diplomatenhepaares ab.

Der Mann ist schon gegangen, die Frau sitzt noch da und liest die *Herald Tribune*.

»Sie sind ein fixer Bursche«, sagt sie mit einem Lächeln.

Lange werde ich mich an Pedro M. erinnern. Er hatte einmal zwei Kinder, jetzt hat er nur noch eins.

»Unfall?«, frage ich.

»Krankheit«, sagt er.

Sein Gesicht verdüstert sich nur kurz. Schnell geht er zur Tagesordnung über: den Melonen, die er von zu Hause mitgebracht hat – für sich und die Kollegen, aber auch für

die Stammgäste, die in München eingestiegen sind. Denen serviert er Melonen mit Prosciutto. Obwohl das nicht auf der Speisekarte steht. Auberginen, ebenfalls von zu Hause und sorgfältig zubereitet, werden aufgewärmt und serviert.

Er verschenkt sein eigenes Essen. Ihm geht es um Höheres.

Seine Wohnung sieht in meiner Vorstellung aus wie ein Speisewagen. Die gleichen Stühle, die gleichen Tische. Wenn Gäste kommen, sagt er: »Setz dich an Tisch Nummer vier.«

In St. Gallen steigt ein Mann ein, den er überschwenglich begrüßt.

»Woher kennt er mich?«, fragt der Mann, als ich ihm sein Bier bringe. »Ich bin schon seit zwei Jahren nicht mehr mit diesem Zug gefahren.«

»Der Mann will wissen, woher du ihn kennst«, gebe ich Pedro die Frage weiter.

»Sag ihm einfach, dass ich ein gutes Gedächtnis für Gesichter habe«, erklärt mein Kollege.

Die selbstgemachten Spezialitäten sind alle. Wir nähern uns Zürich.

Meine letzten Minuten in dieser Uniform, meine letzten Minuten als Pedros Kollege.

Morgen fährt er wieder dieselbe Strecke.

Er sagt: »Für gute Menschen muss man sich etwas mehr Mühe geben.«

Was wird er morgen für die guten Menschen wohl mitnehmen? Selbstgemachte Pasta? Ein paar Häppchen Vitello tonnato? Feigen?

Noch einmal zeigt Pedro mir, wie man die Espresso-

maschine sauber macht. Er ist davon überzeugt, dass meine Zukunft in der Schienengastronomie liegt und dass ich es bald allein schaffen muss.

Wir fahren in Zürich Hauptbahnhof ein. Ich räume die letzten Gläser ab. Zwei Damen haben sich zwischen Flughafen und Zürich einen Sekt genehmigt, um auf einen Geburtstag anzustoßen.

»Hat es geschmeckt?«, frage ich.

Ich bin ein Anthropologe in meinem eigenen Leben und ein Zigeuner im Leben der anderen.

Manchmal sage ich zu jemandem: »Wollen wir für immer zusammenbleiben?«

Nie jedoch bin ich für immer bei jemandem geblieben. Es gibt aber einen Ort, wo meine Elvetino-Kollegen und ich für immer vereint sein werden: in einem Buch. In dieser Geschichte.